Wiener Wäschermadelball

Es gibt wohl keine zweite Großstadt, in der während der Faschingszeit so viel getanzt wird wie in Wien. In dieser Beziehung ist Wien die Stadt der Phäaken geblieben, wenn auch der Bratspieß, der nach Schiller sich hier immer drehen soll, fast vollständig durch den Gullaschkessel verdrängt ist. Wo alle Stände und Berufsklassen bis auf die Bediensteten der Leichenbestattungs-Unternehmungen herab im Kreise ihrer Mitglieder auf Specialbällen das Tanzbein schwingen, können auch die flotten Wäschermadel der Kaiserstadt nicht auf die Befriedigung ihrer Tanzlust verzichten. Dazu genügt ihnen nicht der Besuch der populären Tanzböden im Prater und in den Vororten; auch sie mußten ihre eigenen Bälle haben. Dies verlangt ihr kräftig entwickelndes Standesbewußtsein und bis zu einem gewissen Grad auch ihr persönliches Interesse, denn die Wäschermadelbälle äußerten eine starke Anziehungskraft auf alte und junge Lebemänner, die den kurzrockigen und schnippischen, mehr oder weniger zuthulichen, mitunter recht hübschen Nymphen des Waschtroges gegenüber sich als splendide Gönner erweisen, denen es auf ein paar Flaschen Champagner und etliche Backhändl mit gemischtem Salat nicht ankommt. Die Balltoilette verursacht den Schönen nicht die geringsten Kosten, denn sie erscheinen in dem Costüm, daß sie beim Abholen und Abliefern der Wäsche zu tragen pflegen. Dieses Costüm wird einem stilvollen Arrangement unterzogen, das sich nach oben und unten in einer möglichst großen Verkürzung der die Körperlichkeit umschließenden Hülle zu erkennen gibt. Der Rock reicht knapp an die Kniehöhe herab, und der Ausschnitt der Taille beschreibt vorn und hinten tief nach abwärts buchtende Curven. Die fast ausnahmslos drallen, starkgerötheten und muskulösen Arme präsentiren sich bis zur Schulter hinauf ohne jegliche Verschleierung. Unumgänglich nothwendig sind ein flott geknüpftes, schwarzes oder in grellen Farben schillerndes seidenes Kopftuch sowie tadellos weiße, die üppigen Formen scharf accentuirende Strümpfe und, wenn es irgend angeht, ausgeschnittene schwarze Lackschuhe oder Stiefeletten. Verfügt die Trägerin dieses kleidsamen Costüms über ein hübsches Gesicht und einen schönen Wuchs, noch dazu über ein „resches", schlagfertiges Mundstück, dann ist sie ihres Triumphes sicher, und fehlt es ihr weder an Tänzern noch an bewundernden Gönnern aus den Kreisen der Lebewelt, deren Huldigungen in Form von Schmeichelreden, von Trank- und Speiseopfern ihr in reicher Fülle zutheil werden. Der Bräutigam oder Liebhaber erhebt gegen deren huldvolle Entgegennahme in der Regel keinen Einspruch, da er an dem Genuß der substantiellen und spirituösen Gaben der „Wurzen" wacker theilnimmt.

Das Stammpublikum der Wäschermadelbälle bilden die Bräutigame und Liebhaber der kurzröckigen Schönen: Fiaker, die des Spaßes halber zuweilen im Frack erscheinen, Soldaten des Wiener Hausregiments, die aus Localpatriotismus von den Wäscherinnen bevorzugt werden, Gesellen, alte und junge „Gaudebrüder" vom Grunde und eine Anzahl echter und Talmi-Cavaliere, die durch die Neugierde oder die Luft nach einer „Hetz" herbeigelockt werden. Selbstverständlich legitimiren sich Cavaliere und „Wurzen" durch Erlag eines generösen Entrées und durch cordiale Herablassung gegenüber den weiblichen Ballgästen, unter denen es auffallend viele gibt, die fortwährend mit Strumpfbandfatalitäten zu kämpfen haben, was der Herrenwelt willkommene Gelegenheit zur Anknüpfung sinniger Gespräche bietet.

Die echten, unverfälschten Wäschermadelbälle sind im Aussterben begriffen. An die Stelle der Wienerin oder Deutschösterreicherin treten an den Waschtrog in immer größerer Zahl slavische Berufsgenossinnen. Unter der falschen Flagge von Wäschermadelbällen segeln heutzutage allerhand Bälle, denen das Wäschermadelcostüm als Lockmittel dient. Selbst auf jenen Tanzböden, auf denen noch echte Wäschermadel erscheinen, bilden diese die Minderzahl und besteht die Mehrzahl aus „Damen", die auf den ersten Blick verrathen, daß sie trotz ihres Wäschermadelcostüms ihre Tage und Nächte nicht am Waschtroge verbringen! Die Schale ist die gleiche, aber der Kern ist ein anderer.

Dichters Wort.

Von Paul Eckhardt.

Des Dichters Wort klingt hell und hehr,
Es malt so Lust, wie Schmerzen;
Wenn ich der Dichter selber wär',
So kläng's aus meinem Herzen.

Es singt, was Mancher schon gefühlt,
Was doch kein Mund gedeutet;
Und was im Busen springt und quillt,
Hat es zum Licht geleitet.

Denn wie der Dichter selbst geliebt,
So klingen seine Lieder;
Und was den Dichter einst betrübt,
Das tönt im Liede wieder.

— Aufrichtig. Junge Dame (welche soeben bei dem Kapellmeister Probe gesungen): „Und nun bitte ich Sie, Herr Kapellmeister, sagen Sie mir offen, eignet sich meine Stimme für's Theater?" Kapellmeister: „Für's Theater schon, aber höchstens für's Ballett!"

— Innere Wärme. „Ella, aber warum läßt Du denn den Doctor Müller rufen, auch wenn Dir gar nichts fehlt?" „O weißt Du, er fühlt so reizend den Puls, man glaubt, Pulswärmer anzuhaben!"

Ein Menschenglück.

Deutsch-Amerikanische Skizze von W. v. Schierbrand.

Motto:
Wie wenn ein Blatt vom Baume fällt,
So geht ein Leben aus der Welt,
Die Vögel singen weiter.

„Ja, das war einmal!" sagte der weißbärtige Alte, und sein Kopf sank dabei müde auf die breite Brust.

Ich hatte den Alten schon häufig in diesem Locale getroffen, wo er gewöhnlich ernst und schweigend sein Glas Bier trank, wenn er in der Stadt war auf einen halben Tag. Es war so lauschig und anheimelnd in diesem Local, trotzdem es an der Hauptstraße, nach dem Levee am Mississippi zu, lag und man ab und zu die gröhlenden Stimmen der Schiffslader herüberschallen hörte, die einen Dampfer, der abwärts, nach St. Louis oder noch weiter, fahren sollte, mit Waarenballen belasteten. Die alte Wirthin war eine Schwarzwälderin von Geburt, und die deutsche peinliche Sauberkeit und Ordnung hatte sie in den vielen Jahren ihres Aufenthalts in Amerika doch nicht verlernt. Das zeigte Alles um uns her. Am Fenster, hinter den neuen Gardinen, stand sogar ein Tischchen mit blühenden Blumen, und daneben ein Gefäß mit klarem Wasser, in dem die Goldfische munter plätscherten. Von der Wand tickte die Schwarzwälderuhr friedlich, und die Bilder altmodischer Menschen in ihrem Sonntagsstaat nickten dazu freundlich aus ihren schwarzen Rahmen.

Kurzum, es war gemüthlich in dem Raum, so echt und unverfälscht gemüthlich, wie es eben nur in deutscher Häuslichkeit ausschaut.

Den alten Mann, einen Farmer der Umgegend, hatte ich schon oft hier getroffen, aber noch nie hatten wir ein Wort gewechselt. Heute aber mußte etwas die Tiefe seiner Erinnerungen aufgerüttelt haben, denn seine Augen hatten einen belebten und doch traurigen Ausdruck, und als ich auf dem alten Piano einige Accorde anschlug und obige Worte gesungen hatte, da murmelte er:

„Ja, das war einmal!"

Ich setzte mich zu ihm hin, und verflocht ihn bald in eine Unterhaltung.

Mitten in derselben sprach er: „Wissen Sie, was mich vorhin zu dem Ausrufe veranlaßte?"

„Nein — kann mir's aber denken. Sie haben schweren Kummer gehabt in Ihrem Leben, und der Gedanke an die Vergangenheit hat Ihnen die Aeußerung entrissen. Nicht wahr?"

Er seufzte tief und schwer. „Ja, allerdings. Wollen Sie meine Geschichte hören — eine ganz schlichte, einfache Geschichte, eine Geschichte, wie sie alle Tage passirt, wollen Sie sie hören?"

Ich nickte. Ich merkte, daß ihm das eine Erleichterung sein würde, und es war seltsam über mich gekommen, wie ich dem Greis, der wohl noch wie eine knorrige Eiche war, so hünenhaft und stark, aber aus dessen Auge der Gram deutlich sprach, aufmerksam in's gefurchte Antlitz sah. Etwas wie Ehrfurcht und Mitgefühl hatten mich gepackt, obwohl mir der Mann ganz fremd war bis zu dieser Stunde.

„Nun gut, so hören Sie," sagte der Alte leise und lehnte sich zurück, als wolle er seine Erinnerungen sammeln.

* * *

„Als wir auswanderten, meine Annemarie und ich, aus dem Schwarzwalde, da waren wir jung und tapfer, und die Welt dünkte uns schön und sonnig. Indem wir das Wenige zusammenthaten, ich mein Ersparniß und mein kleines Erbtheil und sie ihre Aussteuer, so konnten wir uns hier, mitten im Walde von Wisconsin, niederlassen und ankaufen. Es mußte erst gerodet werden, ehe wir pflügen konnten. Aber das thaten wir gern. Wir hatten starke junge Arme und die Hoffnung auf die glückliche Zukunft im Herzen. Eine Zeitlang war's die reine Einöde — manchmal sahen wir eine Woche oder länger keinen lebenden Menschen. Das ist schon lange her, so um die Fünfzig herum. Aber was that's! Wir hatten uns ja, und das war genug. Wie lieb wir Zwei uns hatten, wie lieb! Davon kann sich ein Anderer gar keinen Begriff machen, aber noch jetzt wird mir's warm um die Seele, wenn ich zurückdenke an jener Zeit. Und was ist da Mühe und Arbeit? Kinderspiel!

„Nun gut — alles gelang uns. Binnen drei Jahren hatten wir ein schönes, schuldenfreies Anwesen dastehen, Alles gut gefenzt, mit stattlichem Vieh, und der Weizen trug schwer. Das waren nach Zeiten, wo es sich verlohnte, Weizen zu bauen. Damals stand er hier am Platze noch auf $1.50 der Bushel und darüber. Ja, ja — das waren andere Zeiten," und er seufzte wieder, der Alte.

„Wir waren kerngesund geblieben, wir Beiden — keine Malaria, kein Fieber. Und unser Bübli, unser Crescenz — ei, das war ein Bübli! Mit lachenden, blauen Augen und Bäckchen so roth und frisch wie ein Apfel. Um uns herum herrschte viel Noth und Krankheit, und der Arzt am Croß Roads, der seit Kurzem sich dort eingerichtet hatte, kriegte viel zu thun. Aber wir Drei, wir blieben frisch und munter. Und unsere Farm, die blühte und gedieh ganz prächtig, und wir waren glücklich. Ja, lieber Herr, damals habe ich's erfahren, was es heißt, ganz glücklich, wirklich glücklich sein." — — — Der alte Mann versank in seine Träumereien, und ein sonniges Lächeln spielte auf seinen verwitterten Zügen, wie wenn ein Strahl durch's Dunkel bricht. Dann begann er wieder:

„Doch Sie wissen ja, wie es heißt in dem Lied: Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem Wechsel des Monds. — So erging's mir. Einen Sommer, unser Bübli war schon ein strammer Bursche von 7 oder 8 Jahren, herrschte eine furchtbare Gluth und Dürre dabei — 4 oder 5 Wochen lang. Kein Tropfen Regen fiel die ganze Zeit. Die Ernte verdarb und die Halme und das Vieh verkamen vor Durst und Hitze. Da gerieth eines Abends, wie haben wir nie erfahren, unsere Scheune in Brand. Der trockene Wind trug die Funken auf das Dach des Wohnhauses. Hülfe war keine in der Nähe. Wasser war nur wenig da. Und so kam's, daß unser ganzes Anwesen, trotzdem wir Drei — ich, meine Frau und der Knecht, sogar unser Bübli — nach Möglichkeit uns anstrengten, um zu retten, niederbrannte in jener Nacht. Als der Tag graute und man klar sehen konnte, da war Alles nur ein glimmernder, rauchender Haufen Asche. Ruinirt! Das war schlimm, denn versichert waren wir nicht. Das gab's damals noch wenig auf dem Lande in dieser Gegend. Aber das war nicht das Schlimmste. Meine Frau wurde auf's Krankenlager geworfen, von dem sie sich nie wieder erheben sollte. Die Ueberanstrengung jener Nacht, eine Erkältung, die sie sich dabei zugezogen und die ihr auf die Brust schlug — genug, als der Arzt nach einigen Wochen von Croß Roads geholt worden, da schüttelte er den Kopf und meinte, sie habe die galoppirende Schwindsucht — ihr sei nicht zu helfen.

* * *

„Der Mann hatte leider Recht. Ach, lieber Herr, wenn ich sage, daß ich zu jener Zeit gar kein Mensch war, nur ein Schatten, daß ich umherlief ohne Zweck und Ziel und nur an den Tod dachte, den gräßlichen Feind, daß ich in der Nacht, als sie starb, es nicht mehr vor Schmerz und Furcht aushalten konnte, sondern draußen in der schwarzen Sommernacht umherlief und meinem traurigen Dasein ein Ende setzen wollte — wenn ich Ihnen das Alles erzähle, so können Sie sich doch nur eine unvollkommene Darstellung machen von meinem Elend. Nur Eins hielt mich am Leben — mein Bübli, mein lieber Crescenz. Für den mußte ich auf der Welt bleiben, denn ich war sein einziger Halt. Und für ihn globte ich mir, auszuharren und meine Pflicht zu thun. Meine Pflicht. Das war's.

„Aber als ich von meiner irren Wanderung durch Busch und Feld in jener Nacht zurückkehrte in's Haus — es war ein eilig zusammengezimmertes rohes Blockhaus dies Mal — und mein Weib, meine liebe Annemarie, die mit mir treulich Freud und Leid getheilt hatte, bleich, still und kalt liegen sah — todt, da sank ich doch nieder an ihrem Lager und weinte und schluchzte wie ein Kind.

„Unter einer Sycamore, in deren Schatten wir selbander häufig gesessen und an der ein murmelndes Wässerchen vorbeihüpfte, dort begrub ich mein Weib. Und nun war nur noch das Eine auf der Welt für mich — mein Bübli. Den wollte ich erziehen, zu einem braven, gescheidten Menschen. Er sollte es einmal besser haben als sein Vater und der Crescenz, das muß ich sagen, lernte recht brav und machte mir viel Freude. In der Schule am Croß Roads, die seit einigen Jahren jetzt bestand und wo eine tüchtige Lehrerin aus Milwaukee lehrte, da war er bald als der beste, der klügste Schüler bekannt und der Liebling seiner Lehrerin.

„Er war mein Alles auf der Welt, und nur schwer und ungern trennte ich mich von ihm, aber als er 14 Jahre alt war, da mußte ich ihn doch nach der Stadt lassen, um weiter zu lernen. Denn er wollte Ingenieur werden, Feldmesser und so was, und hier in der Schule gab's für ihn nichts mehr zu lernen. Er machte Fortschritte, schnelle Fortschritte. Oft auch, so oft er konnte, besuchte er mich auf meiner einsamen Farm. Und mit 17 sage ich Ihnen, lieber Herr, mit 17 war er ein Bursche, daß es eine Pracht war, so stark und groß und stattlich. Auf den wäre seine Mutter, meine liebe Annemarie, stolz gewesen, so stolz.

„Aber da kam der Krieg, der abscheuliche Krieg. Ach, lieber Herr, sagen Sie mir, warum muß es Krieg geben? Sie wissen doch viele Dinge, von denen ein armer, alter Buschbauer nichts weiß, sagen Sie mir, warum muß es Krieg geben?"

Der alte Mann vergrub seinen Kopf in die rauhen, schwieligen Hände, und ein Zittern durchschüttelte seinen ganzen wuchtigen Körper. Ich drückte ihm schweigend die Hand. Denn was hätte ich ihm Tröstendes sagen können? Und seine Frage konnte ich doch nicht beantworten. Da erhob er wieder das Haupt, blickte mich mit feuchten Augen an und fuhr fort:

„Jetzt ist nicht mehr viel zu erzählen. Sie haben den Rest wohl schon errathen. Mein Bübli ließ sich nicht halten, partout nicht. Er mußte fort in den Krieg. In seinem College, wo sie viel über die Sclaven und den Süden, über die Erhaltung der Union und den Hochmuth der Sclavenherren gesprochen hatten, dort hatte er auch seinen grimmigen Haß gegen die Leute dort im Süden, die ihm doch nie was zu Leide gethan hatten, so sagte ich ihm, eingesogen. Und fort mußte er — es gab kein Halten. Als er sich mir zum Abschied zeigte, in der schmucken Uniform, und ich ihn an mich drückte und ihm meinen Segen ertheilte, da war es mir wie eine trübe Ahnung, daß ich ihn nie wieder sehen werde.

„Und so kam's auch. Anfangs, ja, da trafen häufig Briefe von ihm ein — zuerst froh und wagemuthig, dann mehr und mehr von den Greueln des Krieges angefüllt. Und dann trat langes Schweigen ein. Sein Regiment war nach Missouri beordert worden, und über den Guerillakrieg, der dort auf barbarische Weise geführt wurde, brachten die Zeitungen nur selten etwas. Auf alle meine Anfragen, und an den Obersten des Regiments gerichtet, keine Antwort. Aber dann — sechs Monate später — langte ein amtliches Schreiben an, das mir kurz verkündete, mein Sohn sei in dem Gefecht bei Iron Mountain gefallen — tapfer kämpfend, nachdem er kurz vorher wegen hervorragenden Benehmens auf dem Schlachtfelde zum Lieutenant avancirt war. — Nun lag er todt in weiter Ferne. Mein Letztes, mein Liebstes auf Erden, war mir genommen. Ein Jahr später war der Krieg vorbei. Ich reiste hin nach dem Schlachtfelde, wo mein Bübli begraben war, und ich habe seine Gebeine hierher zurück gebracht. Sie liegen neben denen seiner Mutter, unter der hohen Sycamore. Und dort ist seit vielen Jahren mein Lieblingsplatz. Wann es zur Sommerszeit in den Blättern da oben flüstert und rauscht, da bilde ich mir ein, es sei meine Annemarie und mein Bübli, die dort Zwiesprache mit einander halten. — Bald folge ich auch!"

Ein Virtuose.

Von A. Oskar Klaußmann.

Frau Lehmann war sehr vergnügt, denn sie hatte ihr möblirtes Zimmer gut vermiethet und konnte in allen Beziehungen mit dem neuen Miether zufrieden sein.

„Können ich haben ein gut Simmer, ich wollen studiren Musik!"

Mit diesen Worten hatte sich der Engländer bei Frau Lehmann in der Steglitzerstraße in Berlin eingeführt. Die gute Frau lebte schon seit zwanzig Jahren vom Zimmervermiethen, war infolgedessen eine ziemliche Menschenkennerin geworden und verstand die Leute genau zu taxiren. Auf die Engländer war sie besonders gut zu sprechen, denn nach den Begriffen gewisser Berliner Bevölkerungsschichten haben diese heidenmäßig viel Geld, beinahe so viel wie die Russen. Sie hatte daher auch sofort Herrn Barkley ordentlich „hoch genommen". Sie forderte sonst 36 Mark monatlich für das Zimmer; von ihm forderte sie 45, und er bewilligte ihr das sofort. Natürlich, die Engländer haben ja heidenmäßig viel Geld!

Barkley war ein Mann am Ende der Dreißiger, mit einer hageren englischen Normalfigur und einem englischen bartlosen Normalgesicht. Wenn man ein Exemplar von diesem englischen Typus gesehen hat, hat man sie alle gesehen. Trotz seines verhältnißmäßig vorgeschrittenen Alters war Barkley nach Berlin gekommen, um hier Schüler an der Hochschule für Musik zu werden. Er erzählte in liebenswürdiger Weise der Frau Lehmann, daß er seit frühester Kindheit eine große Vorliebe für Musik gehabt habe, daß er aber habe Kaufmann werden und schwer arbeiten müssen. Dann sei er nach Australien gegangen, habe dort viel Geld verdient und könnte nun ganz seinem Vergnügen leben. Vor allem wollte er nun Virtuose auf der Geige werden und den Unterricht der besten Künstler am Berliner Conservatorium genießen.

Frau Lehmann meldete ihren Miether polizeilich an, wobei sein englischer Paß in schönster Ordnung befunden wurde; am nächsten Tage meldete sich Barkley auf der Musikschule und war wohl einer der fleißigsten Schüler derselben. Er versäumte keine Stunde des Unterrichts, übte zu Hause fleißig das Geigenspiel, aber ohne auch nur im mindesten seine Nachbarschaft zu belästigen, und lebte so regelmäßig und solid, daß Frau Lehmann ihre wahre Freude an dem Miether hatte, der auch pünktlich seinen Zahlungsverpflichtungen nachkam.

Es sind wirklich prächtige, feine Leute, diese Engländer!

Abends ging Barkley nie aus. Er ließ sich etwas kalte Küche und Bier von Frau Lehmann besorgen und zahlte willig die hohen Preise, die sie ihm dafür abverlangte. Morgens machte er mit Vorliebe weite Spaziergänge. Er brauchte Bewegung und konnte nur die Morgenstunden zu diesem Zweck benutzen.

Er ging aber merkwürdigerweise nicht in's Freie, sondern immer nach der inneren Stadt. Das fiel Niemandem auf, denn es hatte kein Mensch Veranlassung, den harmlosen, liebenswürdigen Mann zu beobachten. Hätte ihn Jemand beobachtet, so hätte dieser Jemand bemerkt, daß Barkley jeden Morgen durch die Wallstraße ging und nicht verfehlte, vor dem großen Gebäude des Kassenvereins stehen zu bleiben.

Der Berliner Kassenverein ist ein eigenartiges und großartiges Institut, das seinesgleichen auf dem Continent nicht hat. Es ist die Abrechnungsstelle der Berliner Bankiers. Die Hunderte von Bankgeschäften haben täglich aneinander Geld, Wechsel, Staatspapiere zu liefern. Sollte die Lieferung jedes einzelnen Postens an den Empfänger direct erfolgen, so würde dies große Mühe und Arbeitskraft erfordern. Die Vereinfachung dieser Geschäfte besorgt der Kassenverein. Der Bankier, der an zwanzig Collegen und Geschäfte Geld und Werthpapiere zu liefern hat, adressirt für jeden Empfänger die Sachen und schickt sie alle auf einmal nach dem Kassenverein. Hier werden die verschiedenen Packete in die Fächer der Empfänger gelegt, und die Boten der Geschäfte holen zweimal täglich die eingegangenen Sachen ab. Gewöhnlich warten die Boten, welche Sendungen nach dem Kassenverein bringen, dort eine halbe Stunde und nehmen dann gleich die Sendungen mit, die für ihr eigenes Haus sich in den Fächern angesammelt haben. Da die Boten alle um dieselbe Stunde kommen, läßt sich die Vertheilung der eingegangenen Sachen rasch bewirken. Besonders früh gegen neun Uhr stehen im Hausflur des Kassenvereins und auf der Straße mindestens zweihundert Boten, die darauf warten, ihre Sendungen an der Kasse anzubringen. Millionen haben diese Kassenboten bei sich.

Es gibt in Europa nur noch ein derartiges Institut, das des Clearing House in London.

Wahrscheinlich waren es Erinnerungen an London, die Barkley veranlaßten, sich unauffällig so oft in der Nähe des Kassenvereinsgebäudes aufzuhalten.

Manchmal ging er von der Wallstraße direct über die „Linden" nach dem Gebäude der Dresdener Bank, das hinter dem Opernplatz dicht neben der katholischen Hedwigskirche liegt. Bei der Dresdener Bank hatte er eine „Stahlkammer" gemiethet. Diese Bank hat, wie alle modernen Institute dieser Art, einen riesigen feuer- und diebessicheren Tresor in ihren unterirdischen Gewölben angelegt, und man kann sich ein einzelnes verschließbares Fach darin gegen eine jährliche Gebühr von zwanzig Mark miethen, um in diesem sicheren Raume seine Werthsachen, Papiere und Gelder unterzubringen. Auch Barkley, der ein vermögender Mann war, hatte sich eine solche Stahlkammer in der Dresdener Bank gemiethet.

Wenn er in das Bankgebäude kam, ging er gleich durch das Portal, durch welches man nach den Stahlkammern kommt. Bevor er die Treppe zum Tresor hinabschritt, sagte er den beiden Bankdienern, die als Sicherheitsposten dort stehen, das sogenannte Paßwort, worauf sie ihn ungehindert vorüberließen.

Unten im Tresor kam er erst in einen Vorraum, in welchem er hinter einem Gitter Halt machen mußte. Als Ausweis diente hier sein von der Bank erhaltener Schlüssel mit Nummer. Das Gitter wurde geöffnet; er trat in den Saal, der mit elektrischem Lichte beleuchtet ist, und von hier aus konnte er mit einem Beamten der Bank und gefolgt von einem Diener den eigentlichen Tresor betreten. Das Fach der Stahlkammer war nur aufzuschließen, wenn der Bankbeamte und der Miether gleichzeitig ihre Schlüssel in die Schlösser steckten und herumdrehten. Aus dem geöffneten Fach wurde ein großer eiserner Kasten gezogen, der verschlossen war und zu dem der Miether der Stahlkammer allein den Schlüssel besitzt. Der Diener trägt den Kasten nach einer Zelle, in der sich der Miether einschließen läßt, und wo er, gegen alle Beobachtung geschützt, seine Schätze zählen oder anderweitig behandeln kann. In dieser Zelle kann er aus dem Kasten Geld oder Papiere nehmen, er kann neue Einlagen machen; Niemand weiß, was er hier treibt.

Wenn Barkley seine Geschäfte in der Zelle erledigt und den Kasten wieder verschlossen hatte, rief er den Diener herbei, der den Kasten wieder in das Fach der Stahlkammer hineinschob. Der Beamte und Barkley schlossen die Thür des Tresorfaches gleichzeitig zu, und der Engländer ging wieder.

Er kam so oft nach der Dresdener Bank, daß man ihn dort ganz gut kannte. Wenn er sich aber einige Zeit dort aufgehalten hatte, so nahm er sicher eine Droschke, um nach Hause zu fahren und hier seinen Kasten mit der Violine zu holen, damit er noch rechtzeitig nach der Hochschule komme. Nicht um alles in der Welt hätte der eifrige Schüler eine Unterrichtsstunde bei dem berühmten Professor Joachim versäumt.

Es gab keinen harmloseren, solideren Menschen als Mister Barkley!

Allerdings, wenn man Gelegenheit gehabt hätte, hin und wieder den angehenden Violinvirtuosen in seiner Wohnung heimlich zu beobachten, wäre man auf recht sonderbare Gedanken gekommen!

Er hinkte stundenlang in seinem Zimmer auf und ab. Wohlgemerkt, er ging nicht wie ein normaler Mensch und wie er dies sonst that, sondern er hinkte. Er besaß eine große Uebung, den linken Fuß nachzuschleppen und das linke Bein krumm zu biegen, so daß jeder Uneingeweihte behauptet hätte, Mister Barkley habe nie in seinem ganzen Leben zwei gerade Beine gehabt. Trotzdem er also das Hinken vorzüglich nachahmen konnte, übte er es doch fortwährend, und zwar in den verschiedensten Gangarten. Er hinkte langsam, er hinkte schneller, er hinkte eine Art von Galopp. Er trug bei diesen sonderbaren Uebungen stets Filzschuhe und ging nur auf dem Teppich des Zimmers hin und her. Niemand hörte aus seinem Zimmer einen Laut.

Zu Zeiten stand er vor dem Spiegel und machte hier eine noch wunderbarere Uebung. Er bemühte sich, das linke Auge geschlossen zu halten, während das rechte weit geöffnet war. Auch in dieser anscheinend brot- und zwecklosen Kunst besaß er eine große Fertigkeit, die noch von Tag zu Tag wuchs. Er brachte es so weit, daß das linke Auge ganz abgestorben, das Lid bewegungslos erschien. Wenn er dann noch mit dem linken Beine virtuosenhafte hinkte, mußte man glauben, einen unglücklichen Krüppel vor sich zu haben, den ein schwerer Schlaganfall auf der linken Körperseite gelähmt habe.

Ob der vortreffliche Barkley Schauspieler war und sich für irgend eine sonderbare Rolle einübte? — Fast hätte man es glauben können!

In später Abendstunde, wenn keine Störung zu befürchten war, zog er aus dem Kleiderschrank einen Koffer hervor, der immer sorgfältig verschlossen war. Aus diesem Koffer nahm er eine rothe Perücke, die er vor dem Spiegel anlegte. Außerdem befand sich in dem Koffer ein sonderbares Gemisch von geschabtem Kork und arabischem Gummi; daraus verstand Barkley Warzen und Muttermale herzustellen, die er sich in das Gesicht klebte.

Er war offenbar ein großer Schauspieler, wenn auch ein recht sonderbarer!

— — — — — — — — — — —

Eines Morgens im October verließ der Virtuose das Haus zu früher Stunde. Es war noch dämmerig, und es regnete stark. Barkley hatte schon am Abend vorher der Frau Lehmann gesagt, daß er so früh fort müsse; es komme ein Freund von ihm, ein Landsmann, mit dem Morgenschnellzuge durch Berlin, und den Freund müsse er auf dem Bahnhof aufsuchen, um wenigstens eine halbe Stunde bis zur Weiterfahrt mit ihm zu plaudern.

Als Barkley das Haus verließ, hatte er ein kleines Päckchen bei sich. Er nahm den Weg nach dem großen Park Berlins, dem Thiergarten. Die Petroleumlaternen des Parkes — denn um die Bäume nicht an den Wurzeln zu vergiften, hat man im Thiergarten keine Gasleitung angelegt — brannten trübe, und zu der frühen Stunde und bei dem schlechten Wetter war keine Seele in dem Riesenpark zu sehen.

Aber die nassen Wege erschienen Barkley noch nicht einsam genug; er bog von dem Wege ab und trat auf einige Minuten in ein kleines Dickicht. Aus diesem kam dann seltsamerweise nicht er, sondern ein hinkender Mann mit gelähmtem Auge, rothem Haar und einem abscheulichen Muttermal auf der linken Wange wieder hervor.

Dieser Mann ging durch den Park bis zum Brandenburger Thor, dann die Straße „Unter den Linden" hinunter, bis er zu einem der großen Wiener Cafes kam, welche Tag und Nacht geöffnet sind. Er nahm in der Gaststube Platz und trank mit Behagen den Morgenkaffee.

Sowohl der Ueberzieher dieses Mannes wie sein Anzug waren von einer eigenthümlichen unbestimmten Farbe. Es war gar nicht möglich zu sagen, ob dieser Anzug dunkel oder melirt war, er war wirklich ohne alle besonderen Merkmale.

Nach dem Kaffee vertiefte sich der Mann in eine Lektüre der zahlreichen Morgenzeitungen.

— — — — — — — — — — —

Vor dem Hause des Kassenvereins war das Gedränge von Hausdienern, Kassenboten, Bankbeamten und Privatpersonen heute Morgen besonders groß. Es war Ultimo, der letzte Tag des Monats, an welchem alle Finanzgeschäfte regulirt werden. An solchen Tagen setzt der Kassenverein Milliarden um, und die Mappen der Kassenboten sind ganz geschwollen von werthvollem Inhalt.

„Sieh nur diesen Haufen Unglück!" sagte einer der Bankboten vor der Thür zu einem Collegen, mit dem er in eifriger Unterhaltung vor dem Gebäude wartete. Mit den Worten „Haufen Unglück" bezeichnete er einen hinkenden Mann, dessen linke Körperhälfte gänzlich gelähmt schien, und dessen Gesicht noch von einem Muttermal entstellt war.

Der „Haufen Unglück" aber drängte sich in das Kassenlokal des Bankvereins und bis an die Schranke. Dort ging es heiß her. Der Ultimo ist eben ein böser Arbeitstag, und jede Stunde ist kostbar. Trotzdem ein Dutzend Beamte des Kassenvereins die Boten abfertigten, ging es diesen doch zu langsam. Sie hatten den Inhalt ihrer Mappen vor sich auf die Platte der Schranke ausgepackt und die in Papier geschlagenen und mit Adressen beschriebenen Packete so geordnet, daß der Beamte, wenn er bis an sie herankam, mit einem Blick die Packete übersehen und ihre Zahl und Adressen mit dem Verzeichnisse vergleichen konnte, welches die Boten von ihren Banken mitbekommen hatten.

Der hinkende Mann schien das Warten zu langweilig gefunden zu haben. Er kam bald wieder aus dem Gebäude herausgehumpelt und bog nach der Niederlagstraße ein. Dort stehen noch Häuser nach alter Bauart, mit finsteren Gängen und Treppen.

Fünf Minuten, nachdem der Hinkende in eines dieser Häuser eingetreten war, um sich hier in einer Ecke des finsteren Hausflurs etwas zu schaffen zu machen, trat Mister Barkley aus dem Hause, ging durch die Wallstraße, machte dann den gewohnten Gang nach der Dresdener Bank und ließ sich seine Stahlkammer öffnen.

Als er in der Arbeitszelle allein und vor jedem unberufenen Auge gesichert saß, packte er in den eisernen Kasten eine rothe Perücke und ein in weißes Papier geschlagenes Packet, das er vorher geöffnet hatte. „Hunderttausend Mark!" schmunzelte er. Dann verschloß er den Kasten, rief den Diener, verschloß mit dem Beamten seine Stahlkammer wieder und nahm, nachdem er die Bank verlassen, eine Droschke, um zu Hause seine Geige zu holen. Er kam gerade noch zur Unterrichtsstunde zurecht.

Als er vier Stunden später die musikalische Hochschule verließ, um zu Tische zu gehen, rief man auf der Straße Extrablätter aus. Auch Barkley kaufte ein solches und erfuhr daraus, daß am Morgen im Gebäude des Kassenvereins einem Bankboten in einem einzigen unbewachten Augenblicke ein Packet mit hunderttausend in Banknoten entwendet worden sei. Eine Belohnung von dreitausend Mark war für die Entdeckung des Diebes ausgesetzt. Verdächtig sei ein auffallender Mensch, der hinkte, eine Narbe oder ein Muttermal im Gesichte und nur ein offenes Auge hatte. Dieser Mann hatte sich auffallend an die mit der Abfertigung beschäftigten Kassenboten herangedrängt und war plötzlich verschwunden gewesen.

Barkley lächelte, als er diese Nachricht las.

— — — — — — — — — — —

Ein Vierteljahr später — von dem Diebstahl sprach kein Mensch mehr, und die Bank, der das gestohlene Geld gehörte, hatte den Verlust längst verschmerzt — verließ zum großen Bedauern der Frau Lehmann ihr solider Miether Berlin, um am Pariser Conservatorium seine Studien fortzusetzen. Er stattete natürlich noch vor der Abreise der Dresdener Bank einen Besuch ab und gab auch den Schlüssel seiner Stahlkammer ab. Ihren Inhalt packte er beim Fortgehen in eine kleine Handtasche, die er mitgebracht hatte.

Erst mehrere Jahre später erfuhr man durch Verrath eines Diebes, der in München abgefaßt wurde, von der Leistung Barkleys, der zu den gerieebensten modernen Bankdieben gehörte. Es sollen ihm ähnliche Kunststücke auch in Paris und Brüssel gelungen sein, und man nimmt an, daß er jetzt irgendwo in Amerika sitzt und als Rentier lebt. Seine erbeuteten Schätze erlauben ihm dies wenigstens.

Barkley ist der Typus der modernen Diebe im größten Stil. Was diese Virtuosen des Augenblicksdiebstahls, die ihre Opfer nur in den Bankhäusern beim Geldeinzahlen suchen, auszeichnet, ist die Sorgfalt, mit der sie ein solches Kunststück vorbereiten und gleichzeitig dafür sorgen, daß auf sie nicht der mindeste Verdacht fällt. Sie scheuen eine jahrelange Vorbereitung und Einübung nicht, wenn sie nur wissen, daß in einem einzigen günstigen Augenblick ihre Mühe belohnt wird.

Unter harmlosen Vorwänden halten sie sich monatelang in einer Stadt auf und führen ein geregeltes, unverdächtiges Leben. Während andere Verbrecher sich nach Begehung der That unkenntlich zu machen zu suchen, um sich so die Flucht zu erleichtern, sind diese Leute klüger. Sie machen sich während der Begehung der That unkenntlich. Sie legen sich eine Maske bei, die auffällt, so daß der Verdacht auf eine Person gelenkt wird, die jeder leicht wiederzuerkennen glaubt, und die doch in Wirklichkeit gar nicht existirt, weil der Gauner nie dieselbe Maske zweimal verwendet.

Während andere Verbrecher so thöricht sind, das gestohlene Gut in ihrem Hause oder bei Bekannten zu verbergen, wo es bei der Haussuchung doch gefunden wird, benutzen diese Virtuosen als „Kabore", das heißt als Diebesversteck, die Tresore der Banken, wo sie vor jeder Haussuchung sicher sind. Nur Engländer und Amerikaner treiben bisher diese Specialität des Augenblicksdiebstahls in Banken. Den Deutschen, Franzosen und Russen fehlt anscheinend die Zähigkeit und Ausdauer, die für die Betreibung dieser Art von Diebsgeschäften nöthig ist.

Der Ritters Fluch.

Der Ritter Kunz von Schreckenstein
Gibt scharf den Sporn dem Schimmel
Und sprengt wuthschnaubend durch den Tann,
Verfluchend Erd' und Himmel.

Sein finst'res Auge rollt und irrt,
Schweiß tropft von Stirn und Wangen;
Die ausgedörrte Zunge lechzt
Nach Kühlung mit Verlangen.

„Elendes Volk! Gesindel Ihr!
Fluch über Euch, Gelichter!
Mög' jeder Tropfen Gerstensaft
Zu Gift Euch werden!" ruft er.

Dann reißt er von des Sattels Knopf
Den schweren Becher nieder,
Zerschellt ihn an der Felsenwand,
Daß rings das Thal hallt wider! —

Was fehlt dem armen Ritter nur,
O sagt, was mag ihn drücken?
Hat ihn vielleicht ein holdes Kind
Erzürnt mit Weibertücken?

Hat ihn am End' ein Feind besiegt?
Wollt' ihn ein Gläub'ger kränken?
Hat ihn die Schwiegermutter gar
Geplagt mit ihren Ränken?

O nein! Viel tiefer liegt der Grund,
Dort — im zermalmten Humpen. —
Es wollt' kein Wirth im weiten Rund'
Dem armen Kunz mehr pumpen!

— Starke Nachfrage. „Nu', Herr Blüteles, warum haben Sie abgeschafft das Telephon?" „Es is mer geworden zu bunt de ewige Anfragerei ob ich noch hab' zu vergeben eine Tochter."

— Hübsche Aussicht. Maler: „Ja, was wollen Sie mir denn für das Bild geben?" Kunsthändler: „Fünfzig Mark." Maler: „Ach, Sie scherzen wohl; ich sterbe doch noch nicht vor Hunger!" Kunsthändler: „Na schön, dann warte ich so lange."

— Warnungssignal. A.: „Warte, ich gehe doch mit in's Restaurant essen." B.: „Sehr angenehm, wie kommst Du zu der Sinnesänderung?" A.: „Siehst Du den Teppich da im Fenster... das ist ein Zeichen von meinem Dienstmädchen, daß meine Frau selbst gekocht hat!"

— Das Rettungsrad. — „Schau, Mama, der Olga hast Du ein Clavier gekauft, kauf' mir ein Bicycle." „Wozu brauchst Du ein Bicycle?" „Damit ich wegfahren kann, wenn sie spielt."

— Modern. Frau (zum Dienstmädchen): „Nanni, morgen früh holen Sie mein neues Seidenkleid von der Modistin und tragen meinem Mann seine Kravatte zum Putzen, wir geh'n zum Ball!"

— Mißverständniß. Erster Student: „Ihr Onkel ist in Gotha verbrannt worden. Haben Sie seine Asche?" Zweiter Student: „Ja, bis auf ein Legat an eine Wohlthätigkeits-Anstalt."

— Umschrieben. Herr (zu einem Bekannten): „Wie sieht denn ihre Frau? Ich kenn sie noch gar nicht!" — „Sie macht halt a bissel den Eindruck als ob ich sie des Geldes wegen geheirathet hätte!"